

das selige Gefühl, das in allen Dingen immer neue Wunder schaut, dieses Goethe'sche Gefühl:

„Unmöglich scheint immer die Rose, Unbegreiflich die Nachtigall.“

verläßt ihn nie und er malt in der Furcht der Ewigkeiten. Allen ist es wohl schon einmal geschehen, daß sie ein sonst gemeines, vom Schmutze des Täglichen bedecktes Gesicht, wenn eine Freude seine Augen leuchteten, seine Lippen lächeln ließ, plötzlich schön werden sahen, von einer geheimen, fremden und ungläublichen Schönheit. Aber er ist einer von den ganz Großen gewesen, welche die Dinge zwingen können, ihnen ihren stillen Hauber, ihren versteckten Gott zu offenbaren, und auch das Hässliche so lange anschauen, bis es unter ihren sanften und so warmen, schmelzenden Blicken schön wird. Das ist ihm oft gelungen. Es ist ihm nur in wenigen Gemälden nicht gelungen und das sind immer Gemälde de un buñon u hombre de placer, de un truhán, de un énano, Gemälde, wo er Schmarotzer, Narren, Zwerge, die häßlichen Spasmmacher darstellt. Sie allein hat der göttige, immer verzeihende, ja verehrende Meister ohne Liebe, mit Horn gemalt. Sie schielten lächelnd, grinsen und es ist eine böse Qual in ihren grauen und von vielen Grimassen ermüdeten Mienen, welchen man es anmerkt, daß sie nicht ihre Seele ausdrücken durften, sondern sich lustig verzerrten mußten. Er hasste sie als Sünder wider die Natur, weil sie sich nicht gebürten, sondern, sich verstellend, den Schwänken der Mächtigen dienten; und er konnte mit ihnen nicht gerecht sein, die nicht aufrichtig waren. So malte er sie hämisch, bössartig und wie verstört.

Was in Spanien der hombre de placer war, hieß italienisch uomo piacevole oder buñone. Sie hatten „scharfe Augen und böse Zungen“, wie die Florentiner sagten, und gaben sich, um angenehm zu leben, an reiche oder herrschende Leute hin, die sie durch die Länze, Sprünge und Verrenkungen ihrer Waise bei guter Laune hielten, sei es durch facezie, Scherze für die Kenner, wie jener komische Pfarrer Arlotto, sei es durch Pöffen für den Pöbel, wie Gonnella, der berühmte Narr von Ferrara. Diese reichen oder herrschenden Leute waren nämlich geschmeidig genug, sich doch klein zu fühlen, und dafür wollten sie sich am Großen rächen. So erfanden sie die Medifance und es freute sie, durch Lästler und Spötter schmähen und verhöhnen zu lassen, was zu verzeihen sie nicht edel genug waren, und wohl auch, indem sie sich mit noch kleineren, ja ganz unnützen und nichtigen Menschen umgaben, selber wieder von sich eine bessere Meinung zu kriegen. Dazu ist diese Medifance seither allen Classen, die an der Macht sind, unentbehrlich geworden, zu ihrer Versicherung und Vertheidigung vor dem Großen und damit sie sich über die eigene Erbärmlichkeit täuschen können.

Die Medifance der Berliner Wölfe hat jetzt keinen besseren Virtuosen als Herrn Ludwig Fulda. Er ist heute, was vor zehn Jahren Paul Lindau war. Man sieht also, daß es doch vorwärts und aufwärts geht; denn er übertrifft Herrn Paul Lindau beinahe noch. Man kann nicht leugnen, daß er für Berlin genug Geschmaak und Geist und alle Mittel hat, um sein Geschäft auf einen sehr hohen und wirksamen Grad zu bringen. Velasquez hätte ihn freilich lächelnd, bössartig und wie verstört gemalt, grinsend und schielend, mit schlimmen, listigen und trüben Blicken und mit jener leeren Traurigkeit dürrer Keste und tauber Aehren, die unnütz sind, weil er keiner ewigen Bestimmung dient, sondern sich zum Spasse gewirft und vergeudet. Aber wer nicht immer um die Würde des Menschen fragt und nicht prüft, was einer thut, sondern zufrieden ist, wie er es thut, kann auch an ihn sogar seine Freude haben, weil er ein zwar häßliches und schlechtes Auit doch mit der besten Begabung versteht, die da überhaupt möglich ist.

Er stieg mit allerhand leichten und behutsamen Plaisanterien an. Damu hat er sich, im „Talisman“, an den Kaiser gemacht und vor schmutzigen Bananen gerade das Beste verpöppet, was dieser dunkle, seltsame und so unerklärliche Jüngling hat: seine Begierde, groß zu sein und dem äußeren Glanze durch inneren Wert gerecht zu werden. Jetzt hat er, in den „Kameraden“, seinen Hohn auf die Bemühungen einiger Frauen und Schwärmer gesetzt, die sich im Täglichen unzufrieden fühlen und, freilich oft auf eine irre, recht bizarre und wunderliche Weise, dem Leben Sinn und Bedeutung geben möchten; und weil er da nicht, wie sonst, nur auf den Beifall speculirte, sondern mit Leidenschaft dabei war, mit allem Reide und Horne und Dasse des Kleineren, der „solchen Trieb noch nie empfunden“, aber fühlt, daß er doch das Große nicht aus der Welt schaffen wird, ist es ein famoscs Theaterstück geworden, so lustig und toll, wie jetzt kaum irgend eine andere Posse der deutschen Bühne.

Das Stück steht auf dem Contraste der täglichen Verrichtungen mit den nach dem Ewigen schauenden Gedanken, Worten und Werken, des Zufälligen mit dem Wesentlichen, des Thierischen mit dem Göttlichen im Menschen. Wenn man sich Dante nach seinem süßen und schrecklichen Traume, wo er in der brennenden Wolke den heiteren, aber fürchtbaren Herrn der Liebe sah und die Worte vernahm: Ego Dominus tuus und Vide cor tuum — wenn man sich ihn dann eine Wurst essen denkt, so ist das ein sehr komischer Gedanke. In dieser Weise werden hier eine unruhige, aus dem Gewöhnlichen strebende Frau und ein Phantast in ein gemeines Abenteuer gestellt, wo denn nur freilich die großen Sätze von Nietzsche und Ibsen zwischen den Grimassen des Vaudevilles sich absurd und burlesk genug ausnehmen müssen, während der Philister ein rechter Held scheint, der ja natürlich den Forderungen weltlicher

und niedriger Verhältnisse leicht gewachsen sein kann. Es ist klar, daß das dann dem Philister im Parterre unbändig freut. Aber auch den Künstler oder Schwärmer wird es nicht verdrießen, weil es ihn in einer amüsanten, freilich für drei Acte ein bißchen dürftigen Fabel fühlen läßt, daß er nicht ins Tägliche gehört.

Die Darstellung im Deutschen Volkstheater dar ein Muster heißen. Nicht nur weil die Sandrock, verblüffend und unwiderstehlich, eine komische Kraft und Berve zeigt, die ihre Kenner und Bewunderer selbst in ihr nicht ahnen konnten, und sich mit einer Ausgelassenheit und Laune parodiert, die sie neben die Rejane stellen, nicht bloß weil Herr Giampietro, der nur noch ein bißchen ungleich und aufangs nicht ganz sicher in der Haltung ist, und Herr Rhil mit Eifer und Glück ihr folgen, nicht bloß, weil die üblichen Störungen und Bergriffe der Regie sogar fehlen; sondern weil, was wesentlich, aber so selten ist, das Spiel in jeder Scene Ton und Stimmung hat. Den Ton, den die Sandrock bringt, nehmen die Partner auf, erwidern ihn, verändern ihn nach ihren Rollen, lassen ihn schwellen oder sinken, verlieren ihn doch nie ganz und so glaubt man eine nettsche und sichernde Musik zu hören und wird angenehm von den bunten Verwandlungen derselben Melodie gefchankelt.

Den nicht eben sympathischen Dr. Wulff hat am Berliner Deutschen Theater Herr Emanuel Reicher in meiner Maske gespielt. Hier spielte ihn Herr Giampietro in einer Maske, die einige wieder auf mich, andere auf Herrn Arthur Schnitzler deuteten. Da wurde denn von vielen hin und her gestritten, ob wir uns das verbitten könnten, sollten, müßten. Aber es ist von Sokrates bekannt, daß er, als in den „Wolken“ seine Maske auf die Bühne kam, sich unten lachend erhob und dem Volke zeigte, damit es besser vergleichen könnte. Nun, da meine ich: was Sokrates sich so mit Behagen gefallen lassen durfte, das können Schnitzler und ich uns auch gefallen lassen, wenn schon freilich weder Herr Reicher noch Herr Giampietro so ganz ein Aristophanes ist.

Herrmann Vahr.

Die Woche.

Vollstische Notizen.

Nun muß ich doch auch einmal Herrn Dr. v. Plener gegen ungerechte Angriffe der Opposition in Schutz nehmen. Man beschuldigt nämlich Herrn Dr. v. Plener, daß er seine Pflichten als böhmischer Landtagsabgeordneter zu leicht nehme, da er in dieser Session sich nur zwei Tage lang, am Montag und am Dienstag dieser Woche, im böhmischen Landtag hat sehen lassen. Ja, lesen denn diese Oppositionsjournalisten den B a l l s a l e n d e r und die Ballberichte nicht? Sonst müßten sie doch ganz genau wissen, daß Herr v. Plener nicht länger als bis zum Dienstag Abends in Prag bleiben konnte, weil er in Wien Wichtigeres zu thun hatte. Am Mittwoch mußte er den Ball der Stadt Wien, am Donnerstag mußte er den Fußball, am Samstag muß er den Industriellenball besuchen. Denn: erst das Geschäft und dann das Vergnügen!

Es wird gewiß Naive im Lande geben, welche diese Sentenz im entgegengesetzten Sinne anwenden und meinen möchten, daß die Wälle das Vergnügen und der Landtag das Geschäft bedeute. Die so sprechen, sind bestenfalls gute Geschäftsmänner im banalen Sinne, Geschäftsmänner, deren Geschäft die Politik nicht ist. Aber jene anderen Geschäftsmänner, deren Geschäft gerade in der Politik liegt, die Staatsmänner, haben, wie sich an Herrn Dr. v. Plener zeigt, eine andere Auffassung, die, seit Herrn v. Plener der Erfolg zugefallen ist, auch den Anspruch hat, für die richtige angesehen zu werden. Nach dieser Auffassung sind die Wälle — und damit meine ich auch noch einige andere Allotria — das Geschäft, zu dem den sorgsamsten Geschäftsmann und pater familias das Interesse zieht: die Landtage — und damit meine ich wieder auch noch einige Dinge gleicher Art — sind aber das Vergnügen, dem man sich nur hingibt, wenn man gerade keine Geschäfte zu besorgen hat. Lange genug, kostbare zwanzig Jahre hat Herr v. Plener im Reichsrath, im Landtag, auf Parteitagen und ähnlichem Schmaak verleben müssen, weil er zu den ersten Geschäften nicht zugelassen wurde. Jetzt, wo er dabei ist — wer möchte es ihm da verargen, daß er sich den Geschäften so ausschließlich widmet, daß ihm für das Vergnügen, als Abgeordneter auf dem Landtage mitzuspielen, keine Zeit bleibt.

Sowenig als die banalen Geschäftsmänner, sowenig werden triviale Schauspieler, welche das politische Leben natürlich so beurtheilen, wie jede andere Komödie, Herrn von Plener verstehen. Denn für den vulgären Schauspieler-Recherand ist Herr v. Plener unfaßbar, der im Landtag u. s. w. erkepolitische Veldenkrollen weiterspielen könnte, wie er es zwanzig Jahre lang gethan, und es jetzt, auf der Höhe des Erfolges, vorzieht, Statistekrollen auf Glitebällen zu übernehmen. Das würde kein echter Schauspieler thun, sei es selbst auf der vornehmsten Hofbühne, zu Statistekrollen herzugeben, wenn er, sei es selbst auf der letzten Schmirre, erste Rollen tragen könnte. Deswegen dürften auch Schauspieler Herrn v. Plener kaum begreifen. Das hieße aber nur, daß sie überhaupt die politische Komödie nicht verstehen.

Denn erkens sind sie im Irrthum, wenn sie die Parlamente mit großen Hoffühnen und die Glitebälle mit kleinen Privattheatern oder gar Schmirren vergleichen. Die Analogie läuft genau umgekehrt: die Glitebälle sind die politischen Hoftheater und die Vertretungskörper nähern sich den Schmirren. Herr v. Plener selbst hat ja erst unlängst den Reichsrath eine „schlechte geleitete Bühne“ genannt; wie mag er erst, vom Standpunkt des